

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 24

Artikel: Naturwunder der Insel Marajó im Amazonenstrom
Autor: Goeldi, Emil A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Naturwunder der Insel Marajó im Amazonasstrom.

Vortrag, gehalten am 29. Juni 1899 vor der Geographischen Gesellschaft in Bern.

Von Dr. phil. Emil A. Goeldi, Museumsdirektor in Pará.

Mit vier Original-Illustrationen nach photographischer Aufnahme des Verfassers.

Die in das Aestuarium der Amazonas-Mündung eingekleidete Insel Marajó liegt zwischen dem Äquator und dem 2. Grade südlicher Breite. Sie ist weitaus die größte in dem komplizierten Insel-Gewirre, welches dort zu einem kompakten Archipel vereinigt steht. Ihre Oberfläche wird zu annähernd 42,000 km² veranschlagt, eine Zahl, die uns zu interessieren vermag, da die Schweiz mit 41,346 km² so ziemlich genau dasselbe Ausmaß aufweist. In der Flucht der gemeinsamen Küstenlinie schließen sich nach Nordwesten die beiden Eilande Mexiana und Caviana an, teils unter dem gleichen Breitengrade, teils leicht nördlich davon; ersteres wurde in den 50er Jahren von dem englischen Naturforscher und Zoogeographen Alfred Russel Wallace besucht, der eine anschauliche und lesenswerte Schilderung hinterlassen hat. Marajó hat auf zwei Seiten, nämlich gegen den atlantischen Ozean und den Süd-Kanal der Amazonas-Mündung selbständige, scharf abgehobene Umriffe, während, wie ein Blick auf die neuen Karten lehrt, eine genau definierte Grenze nach innen zu fehlt. Dieses Verhältnis findet nun, — was aus den Karten nicht zu ersehen ist — seinen Ausdruck auch in der Physiognomie des Landes: eine Diagonallinie, die schief durch die Insel, einerseits durch die Mündung des Rio Cajuuua, andererseits durch diejenige des Rio Atua, gezogen wird, zerlegt Marajó in eine Nordost-Hälfte, die ihr Charakteristikum in ausgedehnten Campos- oder Savannen-ebenen besitzt und den Schauplatz einer bedeutenden, wenn auch technisch wenig vervollkommenen Viehzucht ist, und in eine Südwest-Hälfte, wo der typisch amazonische Urwald dominiert, und unter dem Zeichen des Wassermannes die Kautschuk-sammerei blüht. Beiden kommt in Flora und Fauna ein besonderes Gepräge zu, aber die Kenntnis dieser Thatsache, selbst in ihren größten Umrissen, ist noch verhältnismäßig jung und eine ernsthafte geographische und naturhistorische Erforschung ist erst in der Neuzeit angebahnt worden. Von den vielen Naturforschern, welche früher den Amazonas bereisten, haben bloß einige wenige die Insel Marajó berührt; es geschah in der Regel nur während kurzen Stunden und ausnahmslos an einer bequemer zugänglichen, weil an der großen Handelsstraße gelegenen Strecke der Südwestperipherie, in den Breves-Kanälen.

Ich aber möchte Sie in die so gut wie unbekannt, schwieriger zu erreichende Nordstraße der Insel hinausführen und indem ich in botanischer und geologischer Hinsicht auf die im „Botanico do Museu Paraense“ (Bd. II, pag. 258 seq.) und im „Globo“ (Bd. 73, Nr. 5—7) erschienenen Spezialarbeiten meiner Kollegen verweise, erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit zu erbiten, für einige Fakta zoologischer Natur, die mir die Qualifikation von Wundern zu verdienen scheinen.

Eine Besprechung der Tierwelt im engern Anschluß an die verschiedenen Landschafts-Kategorien [das Campo-Gebiet oder die offene Grasebene mit ihren Tesos (Waldinseln von geringer Erhebung) einerseits und den Binnen-Lagunen andererseits; die Flußufer; die Meeresküste] hätte zwar ihre unseugbaren Vorzüge, indem so jeweils ein abgerundetes Bild organischen Lebens angebahnt würde; sie bietet jedoch gegenüber dem Wesen und dem Rahmen eines kurzen Vortrages gewisse didaktische Schwierigkeiten, die mich bewegen haben, das umgekehrte Verfahren einzuschlagen und die systematisch-zoologische Reihenfolge zur Nichtsahnur zu nehmen.

Affen spielen im faunistischen Gesamtbilde der Insel Marajó keine zu unterschätzende Rolle. Allerdings nicht vom Gesichtspunkte der Arten-Mannigfaltigkeit aus, denn es trifft auf die durch die früher erwähnte Diagonale abgetrennte Nordosthälfte der Insel vielleicht kaum mehr als drei bis vier Arten, dafür machen sie sich durch ihre Häufigkeit und Individuenzahl immerhin genugsam bemerklich. Es ist einleuchtend, daß sie in ihrer Existenz an Lokalitäten gebunden sind, wo es zur Bildung von Hochwald-Vegetation kommt und diese

sind in erster Linie durch die bewaldeten Ränder der Flüsse und Seen, sowie durch gewisse Strecken der Meeresküste geboten, während die Binnenland-Waldinseln (Tesos) in dem Maße ungeeigneter werden, als dazwischen liegende Campos-Flächen mit ausschließlichem Graswuchs erheblicher die Kontinuität der Waldzone interzeptieren.

Wer auf einem ruhig dahin gleitenden Fahrzeuge in einen der einsamen, mit Naturen reichlich bedachten Flüssen der Nordost-Ecke von Marajó einfährt, dessen Auge und Ohr wird häufig genug aufmerksam auf Gesellschaften eines großen, aus der Ferne völlig schwarz anzusehenden Affen, *Mycetes belzebul* des rothändigen Brüllaffen, so geheißen, weil seine Hände und der Enddrittel des muskulösen Schwanzes durch die braunrote, mit dem Alter intensiver werdende Färbung der Haare bei Betrachtung aus der Nähe abstechen von der pechschwarzen Gesamtfarbe. In Rudeln von zehn bis zu zwanzig Stück, die ihrem sozialen Wesen nach offenbar mehr oder weniger erweiterte, einheitliche, nach außen abgeschlossene Familien darstellen, unter der Oberleitung eines alten Männchens, das seine Souveränität und Patriarchen-Würde in direkter Weise aus der Stärke seiner Eckzähne und deren nachdrücklicher Handhabung herleitet, sehen wir diese melancholisch veranlagten Vierhänder auf irgend einem durch seine besondere Höhe und Dimensionen imponierenden Waldriesen postiert. Sie sind instand uns nahe genug herankommen zu lassen, um deutlich wahrnehmen zu können, wie etwa einzelne ältere Herren, lässig der Länge nach über einem dicken horizontalen Ast liegend, Arme und Beine zu beiden Seiten herabhängend lassen, beschauliche Ruhe pflegen, während andere nach einem saftigen Blatttrieb, einer Blüte oder Frucht Umschau haltend, gemächlich im Gezweige herumsteigen. Dort besorgt eine Mutter ihre Hausgeschäfte, die im wesentlichen darin bestehen, ihrem Jüngsten das Ungeziefer aus dem Pelze herauszulesen und etwas abseits tummelt sich in neckischem Turnspiel die bereits einigermaßen selbständig gewordene Jugendschar, die das Leben leicht nimmt und keine Sorgen kennt.

Bei, welche totale Veränderung bringt da mit einem Schlage in die Szenerie ein lautes Geräusch, ein Schuß unsererseits! Alles schiebt auseinander unter dem Wanne der tollsten Panik; hier ein sich bewegender Ast, dort eine sich beugende Bambusstaube verraten noch auf Augenblicke die Richtung der Flüchtlinge waldeinwärts. Wir hören noch das Knistern trockener Röhre, brüchiger Reiser, fallender Blattwische, vielleicht einmal untermischt mit einem schweren Fall und darauf folgenden kurzen Verzweiflungsschrei — es war wohl ein Junges, das sich in seinem Sprunge verrechnet. Das alles war das Werk von minder als einer Minute. Darauf völlige Stille; aber schon die nächste Biegung des Flusses kann uns abermals eine Wiederholung des immer unterhaltenden Schauspiel bringen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Bemerkung einfließen lassen, daß mich stets der Gegensatz frappiert hat, welcher im Wohnorts-Charakter zwischen dem rothändigen Brüllaffen im Norden und seinem Vetter, dem braunroten Brüllaffen im mittleren Brasilien, ausgesprochen liegt. Während die letzteren, *Mycetes fuscus*, im Orgelgebirge des Staates Rio de Janeiro ein erklärter Bergwaldbewohner geworden ist, den ich bis über 1200 Meter über Meer und an steinigten, trockenen Hängen angetroffen habe, wo er in den Winter-Monaten Temperaturen bis zu drei Grad unter Null auszuhalten hat, sehen wir den ersten (*Mycetes belzebul*), auf der andern Seite in den flachen Niederungswäldern der Flußränder der äquatorischen Insel Marajó ein das ganze Jahr hindurch amphibisches Leben führen, das sich zur Regenzeit zu einer Art Pfahlbauten-Existenz gestalten muß. Dort eine ausgeprägte Vorliebe für felsige Bergwälder, wo das zum Trinken erforderliche Wasser oft stundenweite Exkursionen nach den durch wildromantische Schluchten stürzenden Bächen erheischen kann, hier ein hydro-

philes Naturell, das gewohnt ist, einen Ueberschuß von dem in Kauf zu nehmen, was anderwärts in der nötigen Menge zu beschaffen, an heißen Sommertagen nicht ohne Mühe sich erreichen läßt.

Alle mir aus eigener persönlicher Erfahrung bekannt gewordenen Brüllaffen-Arten haben dasselbe charakteristische Geschrei. Es ist ein viertel- und halbe Stunden lang andauerndes „go-go, ho-go-ho, go-ho“, gedehnt ausgesprochen, mit dumpf klingendem o; verschiedenes Alter bedingt die deutlich herauszuhörenden Differenzen in Höhe und Klangfarbe und dadurch, daß die einzelnen Mitglieder zu verschiedener Zeit einsetzen und offenbar durch gegenseitige Suggestion angefeuert werden und in Eifer geraten, kommt jene abenteuerliche musikalische Leistung zustande, die auf Alexander von Humboldt während seines Aufenthaltes im äquatorischen Amerika, laut seinem Zeugnis so tiefen Eindruck zu machen vermochte. Das Brüllaffen-Konzert, das zumal in den Morgen- und Abendstunden vom Flußrand herauf ertönt, mitunter unterbrochen oder begleitet von dem dumpf-nafalen Gebrüll des Jaguars, welches aus der Richtung eines nahen Teso erschallt, bildet unser tägliches Schlummerlied, bevor uns der Schlaf übermannet in der Hängematte auf der offenen Veranda der einsamen Viehgehöfte, welche wir auf unseren naturwissenschaft-

lichen Studienreisen zu unseren Standquartieren ausgewählt haben.

Von Raubtieren sind auf Marajó zunächst der Jaguar (*Felis Onca*), der Waschbär (*Procyon cancrivorus*) und der brasilianische Fuchs (*Canis brasiliensis*) als solche zu erwähnen, mit denen der Reisende alsbald bekannt zu werden Gelegenheit findet. Letzterer, den ich dort nie anders als mit einem gräulich melierten Haarkleid ausgestattet sah, führt auf dem offenen Campos und den eingesprengten Teso-Gainen dasselbe Leben, wie bei uns Meißter Meinecke zu wonniger Sommerzeit. Der Waschbär aber, ein etwas verdrießlicher Geselle, auf langen, dünnen Spinnenbeinen, liegt zur Ebbezeit auf den bloßgelegten breiten Schlammböschungen oder in Mangrove-Wurzelwerk der Krabbenjagd ob, deren harte Scheeren und Panzer er mit seinen scharfen Zähnen meisterhaft aufzuknacken versteht; die heißen Tagesstunden verschläft er gerne in einer Astgabel oder in der Höhlung eines alten Cajú-Baumes. Dasjenige Raubtier aber, welches dort unser Interesse in hervorragendem Grade wachzuhalten imstande ist, bleibt zweifelsohne der Jaguar, der in der Nordosthälfte von Marajó unbefreitbar eine bis zum heutigen Tage häufige Erscheinung bildet. Dies gilt zumal für den atlantischen Saum, dann aber auch für die demselben vorgelagerten physisch und genetisch identischen Inseln des Flechas, Mexiana und Cavianna. Für Mexiana konnte schon Wallace die Häufigkeit des Jaguars



Auf der Fazenda Pacoval, Cap Magoary (Insel Marajó). Vom vorherrschenden Winde schiefgeblasene Bäume.

konstatieren; ich weiß aus neueren Erkundigungen an Ort und Stelle, daß seit den 50er Jahren in dieser Hinsicht keine wesentliche Veränderung Platz gegriffen hat. Der Jaguar, die drittgrößte Raqe der Welt, die sich unmittelbar an Löwe und Tiger anreicht, findet dort an der Amazonas-Mündung offenbar ein Zusammentreffen einer Mehrzahl von ihm besonders günstigen Existenzbedingungen: ein großartiges Netz größerer und kleinerer, fischreicher Flüsse, die zu beiden Seiten mit einem Saum vielfach undurchdringlicher Hochwald-Vegetation eingerahmt sind, während ausgedehnte Savannenflächen die Zwischenräume ausfüllen; die großartige Viehzucht, welche seit ungefähr 1½ Jahrhunderten dort einheimisch ist, während doch die menschliche Bevölkerung eine auffallend dünn gesäete blieb. Er ist eben, wie so manche andere Feliden, eine hervorragend glücklich angelegte Natur, indem er im Wasser ebenso gut zu Hause ist, wie auf dem Festland und aus den Terrain-Schwierigkeiten, wie sie Marajó bietet, ebenso viele Vorteile zieht, als der Mensch Nachteile, jedesmal wenn es sich um eine ernsthafte Verfolgung handeln sollte. Der Jaguar schwimmt und taucht wie ein Fisch und das Uebersetzen über einen Strom, einen Meeresarm, nach einem Uferwald oder einem Giland, wo für ihn etwas zu holen ist, bedeutet für ihn nicht nur keine Anstrengung, sondern eher einen auf täglichem Birschgang mit Vorliebe betriebenen Sport. Den Viehzüchtern schadet er namentlich durch das Schlagen der Kälber und jüngern Rinder; er holt aber auch nicht ungern etwa einen unvorsichtigen Haus-

lichen Studienreisen zu unseren Standquartieren ausgewählt haben.

Die Waldstreifen längs der Fluß- und See-Ufer beherbergen in gleicher Weise auch eine Art der zierlichen Saimiris von Eichhorn-Meffchen (*S. sciurea*). Neugierig und doch scheu winselnd und pfeifend, tummeln sich diese kleinen Kreaturen, die mit ihrem schwarzen Maulring aussehen, als hätten sie an einem Holunder- oder Heidelbeer-Mus genascht, zwischen den schlanken Bambus-Mohren oder auf den schönen Fächerblättern der Mirity-Palme und bekunden eine gespensterhafte Behendigkeit.

An Fledermäusen, großen und kleinen, verschiedenster Art ist auf Marajó wahrlich kein Mangel. Noch hat sich die Abendsonne nicht hinter die endlose Campos-Ebene herabgesenkt, so schwirren sie in der Luft in ihren unberechenbaren Cabriolen, allenthalben, am Waldrand, über dem Viehgehöfte, über dem Flußspiegel, am Seeufer, und nicht wenige liegen ihrem Nahrungserwerbe bis in den hellen Morgen hinein ob. Die Volksmeinung steht diesen Geschöpfen in alter und neuer Welt unsympathisch gegenüber; in Viehzucht-Gegeuden, wie eine solche die atlantische Hälfte von Marajó ist, ist freilich teilweise berechtigter Grund zur Mißgunst vorhanden, denn die schmalflügeligen Dytopen-Arten z. B. sind erwiesenermaßen professionismäßige Blutsauger, die sowohl die Haustiere, als auch den Menschen an gewissen Lokalitäten und zu gewissen Jahreszeiten erheblich zu belästigen vermögen.

hund vom Gehöfte weg, das er nächtlicher Weile zuweilen mit unglaublicher Dreistigkeit umkreist. Ich habe es mir angelegen sein lassen, von zuverlässigen Großgrundbesitzern Erfindungen einzuziehen über die Größe des von Jaguaren ihrer Viehzucht zugefügten Schadens und bin zu dem Resultate gekommen, daß derselbe längs des atlantischen Küstenstriches jährlich durchschnittlich zwischen $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ % des Gesamtviehstandes zu schwanken pflegt. Dabei gibt es Striche, die besonders geplagt sind; für die vorhin genannten Inseln draußen sind die Verhältnisse wesentlich augenfälliger und bezüglich der Insel das Flechas hörte ich berichten, daß der dortige Besitzer den Verdruß hatte, seinen kleinen, auf ca. 30 Stück sich belaufenden Viehstand binnen Jahr und Tag von Jaguaren gänzlich vernichtet zu sehen, die vom Festlande herübergeschwommen kamen.

Indessen möchte ich der irrigen Annahme, als hätte man es in jenen Gegenden auf Schritt und Tritt mit dieser stattlichen Katzenform zu thun, entgegentreten. Man kann Wochen und Monate dort zu Besuch sein, Tag für Tag den Campo in jeder Richtung durchstreifen, ohne auch nur einmal einen Jaguar zu Gesichte zu bekommen.

So erging es mir und meinen Begleitern trotz wiederholten, längeren Aufenthaltens und ich erinnere mich bloß eines einzigen Falles, wo in den Nachmittagsstunden ein Jaguar an unserm Gehöfte vorüberstrich, wovon wir aber leider die Nachricht erst mit einer Verspätung von mehreren Minuten erfuhren. Er ist eben den Tag über weniger agil. Weit öfter stoßen natürlich die Viehhirten mit ihm zusammen auf der Ausübung ihres Handwerkes. Zu hören aber bekommt man ihn auf den Fazendas der Küstenseite zur Genüge in später Abend- und früher Morgenstunde; es trennen uns vielleicht wenige hundert Meter von dem „Tejo“, von welchem das Gebrüll herkommt und regelmäßig konnte ich in einem solchen Gaine bei Tage die Stelle konstatieren, an welcher der Jaguar in der vorigen Nacht nach Hauslaken-Art seinen Koth eingescharrt hatte; die respektablen Fußballen-Eindrücke in der frischen Erde, die ich mit meiner Hand kaum zuzudecken vermochte, ließen keinen Zweifel aufkommen. Das zerstreut herumstehende Vieh, von dem bloß eine Anzahl junger Kälber über Nacht in die Gehege eingetrieben werden, gibt ebenfalls zu verstehen, daß es die Stimme des Erbfeindes kennt; die Kühe werden unruhig, der ausgewachsene Bulle steht vom Boden auf, regt sich kampflustig und erwidert den Fehderuf, die weidenden Pferde spigen die Ohren.

Der rauhe, handfeste Schlag der „Baqueiros“ (Ruhhirten) gibt die regelmäßigen Lieferanten lebendiger Jaguare für den zoologischen Garten des neuen naturhistorischen Museums in Pará. Innerhalb der letzten Jahre sind uns bereits ein halbes Duzend lebender Marajó-Jaguare zugekommen, darunter ein Prachtsstier von der schwarzen Varietät; zur Stunde enthält unser Etablissement drei Exemplare von dorthier, einen alten und ein Geschwisterpaar vorjähriger Junger. Die Begegnung mit dem Jaguar auf der offenen Savanne bedeutet für den berittenen Baqueiro ein willkommenes Ereignis; wenn er seine von ihm unzertrennliche Waffe, den Lasso, zur Geltung bringen kann, so dürfte der erstere in der Regel den Kürzeren ziehen, er mag sich auch noch so ungebärdig benehmen. Da einzelne Grundbesitzer, in ihrem eigenen Interesse, auf Einlieferung jedes toten oder lebendigen Jaguars eine Prämie ausgesetzt haben und andererseits auch für lebende Exemplare ein ständiger Abnehmer im zoologischen Garten des Museums in Pará erstanden ist, wird die Jagd von den „Baqueiros“ in den letzten Jahren eifriger betrieben und, weil dieses Verfahren am einträglichsten ist, gehen sie namentlich darauf aus, zur Wurfzeit (die auf April-Mai zu fallen pflegt) den Alten in einem unbewachten Augenblick die Jungen wegzunehmen. Sie suchen den Moment zu erspähen, wo die Mutter ihre Nachkommenschaft, in der Regel zwei, etwa am schattigen Raine eines „Tejo“ ein Weilchen sich selbst überlassen zu können glaubt, und einen Streifzug nach kleinerem Getier in die Umgebung unternimmt, eilen rasch herbei und schieben die fauchenden, wohlgenährten kleinen Kerle einfach in einen bereit gehaltenen starken Sack. Etwas größere werden geknebelt und gebunden; dann wird hurtig aufgefressen und schleunig der Heimweg angetreten, denn Roß und Reiter wissen, daß in ihrem Rücken ein Gewitter dräut. Im allgemeinen läßt sich aber doch nicht verkennen, daß die Rinderhirten verhältnismäßig wenig Aufsehens machen von der Gefährlichkeit des

Jaguars; es kommt, wie oben bemerkt, auf die örtlichen Umstände an und der Baqueiro zählt mit Recht auf Verständnis, Fügsamkeit, Schnelligkeit und Ausdauer seines Pferdes, — Tugenden und Vorzüge, welche bei der vorwiegend berittenen Lebensweise und dem stetigen Verkehr mit einem halbwildem Viehstande zu einer wirklich erstaunlichen Ausbildung gelangen.

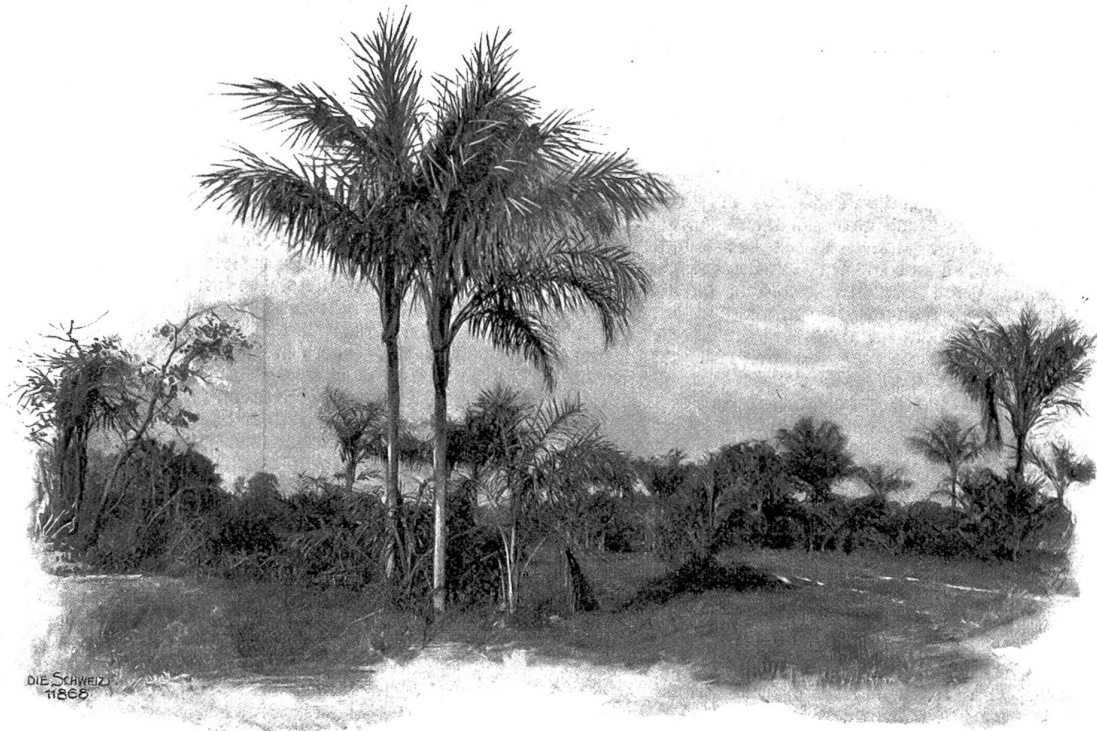
Ein wahres Eldorado ist die Insel Marajó für die größte Raquetier-Form der Jetztwelt, (*Hydrochoerus capybara*) — das Wasserfischweilchen, die „Capivara“, wie sie seitens der einheimischen Bevölkerung geheißen wird, Bezeichnung die aus zwei indianischen Wörtern zusammengesetzt ist und „Herr des Grases“ besagen will. Das Tier darf füglich mit einem riesigen Meerfischweilchen verglichen werden, bei dem die Längen-Dimensionen annähernd auf das 6fache gesteigert sind. Obwohl das Wasserfischweilchen im cis-andinischen Südamerika vom Drinoco weg bis zum 34. Grad südlicher Breite an Flüssen, Sümpfen und Seen allenthalben zu treffen ist, in der Tiefebene wie in den Bergen bis zu 800 Meter und mehr Erhebung über das Meeresniveau, so hat sein massenhaftes Vorkommen auf mich nirgends den nachhaltigen Eindruck zu machen vermocht, wie auf dem Alluvions-Labyrinth der Amazonas-Mündung. Bestehen wir auf irgend welcher der Besitzungen am Cap Maguary zur Morgenstunde einen Kahn, und fahren wir eine Strecke flußaufwärts bis zu einer Dertlichkeit, wo in der Uferwald-Linie eine breite Lichtung zu sehen ist, die uns, nachdem die sanfte Böschung erklettert wurde, freie Aussicht gestattet über die anstoßende, weite Grasebene, so finden wir auf Distanz von etlichen hundert Meter zahlreiche, dunkle, langsam sich bewegende Körper über dieselbe ausgestreut, die auf den ersten Blick weidende Rinder zu sein scheinen. Es ist aber ein stattlicher Capivara-Kubel, dessen Kopfhöhe sich auf fünfzig, achtzig bis hundert und noch mehr Stück belaufen mag. Entsenden wir einen Genossen mit dem Auftrage, den Kubel aufzustören und uns zuzutreiben, wobei wir von der Erfahrung ausgehen, daß die Flucht sicherlich wasserwärts und höchst wahrscheinlich durch die Lichtung geschieht. Sie stutzen, ordnen sich zu einer Bogelinie rechts und links um den Kubelführer und beginnen langsam sich zu nähern. Allmähig aber verschnellert sich die Bewegung, bis sie plötzlich zu einer tolen Flucht ausartet, wobei die seitens der behäbigen Mager an den Tag gelegte Kopfschwereit uns manchen erfolgreichen Schuß anzubringen erlaubt. Was aber auf den Schuß nicht liegen bleibt, dürfte für uns verloren sein, denn einer Geschützkugel gleich, unter Ausstoßung eines schrillen Angstgeschreies, das auffallend an Hundegebell erinnert, stürzen sich die vordersten Alten, gefolgt von den mittelgroßen und kleinen, kopfüber über die Böschung hinunter ins rettende Wasser hinein. Tauchend wird nach Verlauf von Minuten das schügende Dicht der anderen Ufers, flußauf- oder flußabwärts erreicht; dort taucht erst die Nasenspitze zur Siderung bloß ein wenig über den Wasserpiegel hervor und die Flucht unter Wasser wird fortgesetzt, solange es nicht geheimer aussieht. Ueberumpelte, im Genick gefaßte Junge stoßen ein durchdringendes, winselndes Pfeifen aus, welches einem durch Mark und Bein geht und sehr an ein vielfach verstärktes Pfeifen unserer heimischen Meerfischweilchen mahnt. Achtung dabei vor dem Gebiß bei Groß und Klein, denn die bei einem so großen Mager bedenklich entwickelten vorderen Schrotzähne, die wie Rasiermesser schneiden, verwunden gefährlich! — Die Capivara hat außer dem Menschen, der sie beschuldigt, das Weideland zu verwüsten, in jenen Gegenden sozusagen keinen weiteren Feind mehr, als den Jaguar, der seine wuchtige Herrscherpranke ihr in den Nacken setzt, wenn er Abwechslung in sein Menu bringen will. Aufgefallen ist mir an den Capivaras auf Marajó die eigentümlich rotbraune Haarfarbe und der stark ausgesprochene Fischgeruch des Fleisches.

Viel ratloser steht der Wassernot, welche periodische Ueberschwemmungen für flache Inundations-Savannen mit sich bringt, die gracile *Dasyprocta croconota* gegenüber, die feuerfarbene Art des südamerikanischen Goldhasen. Ich entfinne mich eines Falles, wo etliche Fischerbursche am Cap Maguary gelegentlich der im Beginne des Monats September 1896 eingetretenen Springflut binnen kurzen Stunden auf einer ringsum von Wasser cernierten, winzigen Walbinsel nicht weniger als 15 Stück mühelos mit dem Knüttel erlegen konnten.

An freilebenden Wiederkäuern beherbergt die Campos-Landschaft eine flüchtige, graziose Hirsch-Art von Rehgröße; an Jahnarmen (Edentaten) das weitverbreitete Gürteltier mit 9 Gürtelschildreihen und dann den großen Ameisen-



Trockköpfchen.
Wach Pastell von Hans Meyer-Cassel.



Partie eines Tefo-Hügels mit Tucumá-Palmen, Pacoval, Magoary (Insel Marajó).

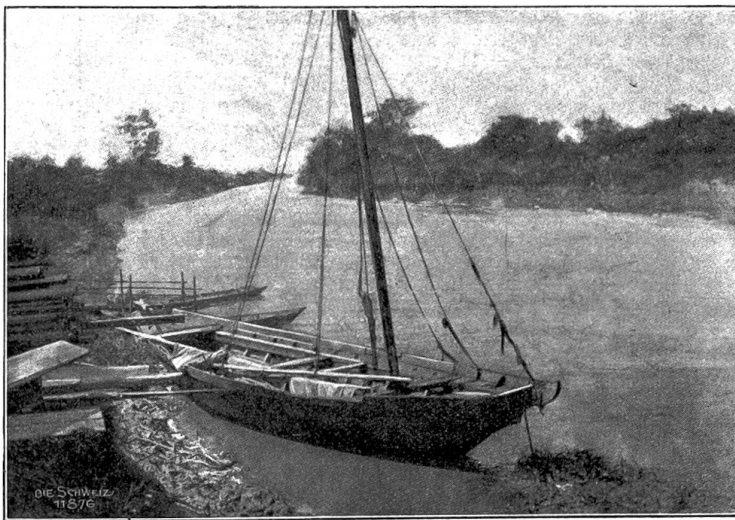
bären (*Myrmecophaga jubata*), der es verdient, daß wir einen Augenblick bei ihm verweilen. Eine sprechende Tatsache für die Häufigkeit dieses stattlichen Tieres in der Nordost-Ecke von Marajó vermag ich in der Erklärung zu bieten, daß wenn ich oder meine Angestellten behufs eines neuen Tiertransportes für den zoologischen Garten sich dorthin begeben,

die Beschaffung von Ameisenbären (sowie übrigens auch von Capiváras und Waschbären) in der Regel auf die letzten paar Stunden vor der Abfahrt unseres Segelschiffes verschoben wird. Dann setzen sich ein paar Baqueiros zu Pferd, reiten nach verschiedenen Richtungen landeinwärts, suchen mit ihrem solch' echten Naturmenschen eigenen, scharfen Gesichts eine Campo-Wiese nach der anderen, einen Tefohügel nach dem anderen methodisch ab und es geht meist gar nicht lange, bis ein Tamanduá aufgetrieben wird. Schon hat er den Lasso am Halse

und nachdem er nach einigem Bäumen und Zerren das Nutzlose seiner Bemühungen zur Befreiung hatte einsehen müssen, tragt er schließlich resigniert quer feldein neben dem Reiter her, dessen einzige Arbeit darin beruht, Gräben, Wassertümpel, Gefträuchgruppen sorgfältig zu umgehen, weil es dort jedesmal zu erneuten Widerseßlichkeiten kommt. Der Gefangene wird so buchstäblich bis an den mit offener Thüre am Flußrand bereit stehenden, starken Transportkäfig gegängelt, und

wenn es dann nicht im entscheidenden Moment noch an ein paar kräftigen Fäusten und der nötigen Umsicht fehlt, so schießt er auch im Nu schon sich hineingeschoben und hinter Schloß und Riegel verforgt. Genau auf diesem Wege haben wir nun schon zu wiederholten Malen Mütter in unsere Gewalt bekommen, die ihr Junges auf dem Rücken trugen. Uebrigens

ist mit dem starken Tiere nicht zu spassen, und wer jemals Gelegenheit gehabt, die zur Eröffnung eines Termitenhäufens erforderliche mechanische Kraftleistung zu schätzen, der wird, wenn der Tamanduá im Zorne sich bäumt, nach Ragenart faucht, mit dem mächtigen, buschigen Schweife um sich wirft, wohlweislich sich außerhalb des Bereiches der nervigen Vordertaken halten, deren sichelförmige, abenteuerlich verlängerte Mittelkralle mit einem einzigen Krag, wie wir selbst erleben konnten, einer Capivara die Leibeshaut so radikal zu öffnen vermag, daß



Der Rio Arary auf der Höhe von Bindoval (Insel Marajó).

aus dem klaffenden Riß die Eingeweide herausquellen. Eine der zoologischen Litteratur erst neuerdings durch uns bekannt gewordene Tatsache beruht darin, daß der große Ameisenbär auf seinen Streifzügen durch die Savannen öfters auf Nester und Gelege besonders von röhrenartigen Vögeln stößt, deren Eier mit der Pfote eindrückt und den herausfließenden Inhalt mit seiner riesig langen, wurmförmigen Zunge aufschlürft. Wir machen uns im zoologischen Garten in Pará

diese Erfahrung zu Nutze bei der Ernährungsfrage frisch eingefangener Wildlinge; trotzdem aber hält es schwer, einen solchen Tamandua länger als drei oder vier Monate am Leben zu erhalten. —

Einfach großartig, überwältigend, sinnberückend ist die Vogelwelt auf Marajó entwickelt in Individuenzahl und Artenmannigfaltigkeit. Es hat nicht an gewandten Federn gefehlt, die von der Ornis an der untern Donau, im Niltale farbenreiche Schilderungen entworfen haben. Ich aber möchte wie weiland Virgil, Torquato Tasso und Luiz de Camoës, die Musen um ihren Beistand anrufen, um in würdige Worte den gewaltigen Eindruck zu kleiden, den das Vogelleben an der Amazonas-Mündung und an den Gestaden des guyanischen Küstengebietes auf jeden Besucher notwendig ausüben muß. Natürliche Ein- und Ausgangspforte zur amazonischen Hylaea, als deren direkte Fortsetzung die urwaldbedeckte Südwest-Hälfte der Insel aufgefaßt werden muß, im Centrum ausgestattet mit einer beträchtlichen Campos-Oberfläche, die von einem Netz von Flüssen und Bächen durchzogen wird und nicht wenige Binnenland-Seen aufweist, draußen Teilhaberin an der Meeresküste mit bequemem Zugang zum Litoral von Guyana nordwärts, zum Küstengebiet Brasiliens südwärts, befindet sich Marajó in einer geradezu privilegierten Lage: es stoßen hier die Elemente dreier verschiedener faunistischer Zonen zusammen, von denen jede ihr Kontingent an eigenartigen Vogelformen aufweisen kann.

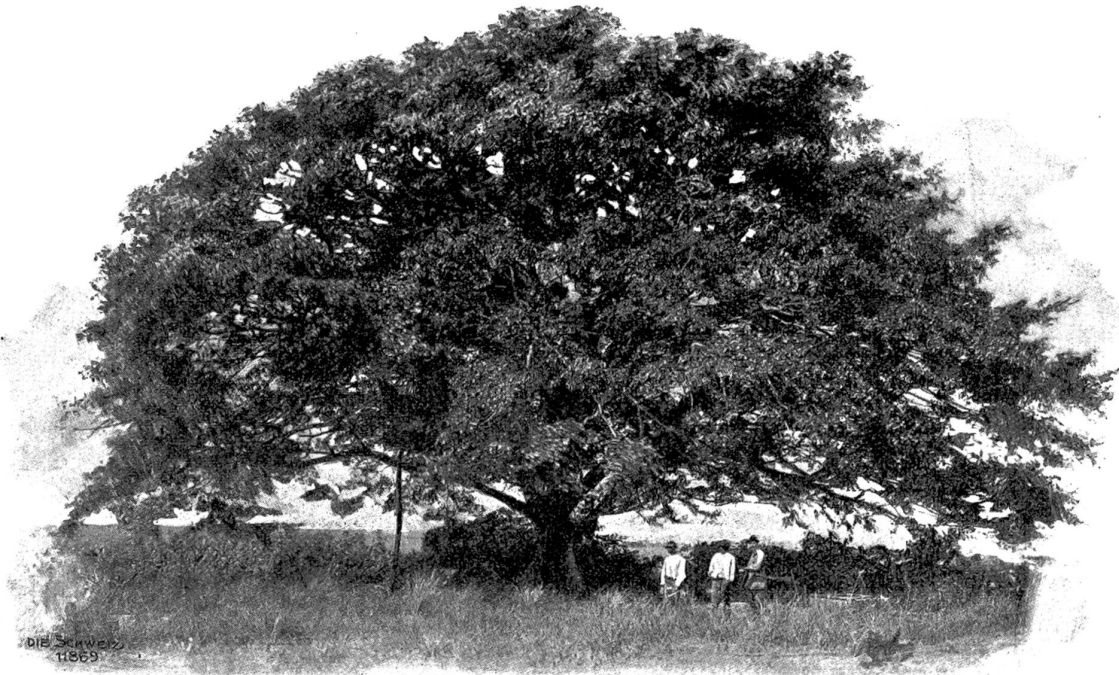
Ich gestatte mir, Sie einzuladen, mich in Gedanken auf einem Morgen Spaziergang zu begleiten, der zunächst der unser Standquartier umgebenden Campos- oder Savannenfläche gelten soll. Gängen wir die Flinte um und gürteten wir uns mit dem Waldmesser, denn wir können in die Lage kommen, beides zu gebrauchen. Wir treten aus der offenen Veranda heraus und gelangen nach den ersten paar Schritten auf den freien, mit Flugland bedeckten Plätze zu zwei von dem herrschenden Winde schief geblasenen Bäumen, wovon der eine ein rotblühender Cajueiro, der andere eine mit violetten Blütenbüschchen bedeckte Andira ist. Ein starkes Summen von einem Heer von Insekten trifft unser Ohr; gleichzeitig aber bemerken wir auch, daß ein gutes Duzend glänzender Colibris an diesem Treiben mitbeteiligt ist, bald pfeilschnell ab- und zustiegend, bald rüttelnd auf Augenblicke vor diesem und jenem Blütenstrauße verweilend. Es sind ihrer mehrere Arten, aber wir überzeugen uns bald, daß am stärksten vertreten die *Eupetomena hirundinacea*, eine durch ihren langen Schwanz leicht zu erkennende Spezies. Wir kommen am Viehgehege vorüber; dort auf jener am Boden liegenden, wiederkaudenden Kuh läuft ein weißlicher Raubvogel, (*Ibycter chimachima*) hin und her, beschäftigt, ihr das Angezieser abzulefen; zwischen den frischen Extremitäten tummelt sich eine Schar schwarzer Störche (*Molothrus atronitens*); auf den Latten und Pfosten des Geheges hockt eine Bande nimmerfatter schwarzer Nasgeier (*Cathartes foetens*), während ihre nobleren rot- und gelbköpfigen Vettern drüben am Walbesaume mit ausgepreizten Flügeln auf hohem Bacury-Baume die erwärmenden Strahlen der Morgen Sonne empfangen. Wir gelangen auf die freie Savanne. Hier und dort scheuchen wir einen in unscheinbares Braun gekleideten Pieper mit langem Sporne an der Hinterzehe hinter den Grasbüschchen auf (*Anthus chii*), aber er vermag unsere Aufmerksamkeit nicht in dem Grade zu fesseln, wie ein Trupp von Sibitgen, die uns mit einem hellen „Téu-téu“ begrüßen, aber sich beim flinken Herumtrippeln solange nicht stören lassen, als wir ihnen nicht allzu nahe auf den Leib rücken. Lag dies in unserer Absicht, dann allerdings bleiben sie stehen, nickten einige Mal mit dem Kopfe, wobei sowohl der schwarze Brustflaß, als die verlängerten Schopffedern in ihrer Schönheit zur Geltung kommen, stehen schließlich auf zu einem kurzen Flug auf wenig Schritte und sind dabei imstande, so hart über unsere Köpfe wegzustreichen, daß es den Anschein hat, als wollten sie uns die spitzigen Sporne ihres Flügelgelenkes ins Gesicht schlagen. Je weiter wir uns auf die Grasflur hinauswagen, desto wahrscheinlicher wird die Begegnung mit dem durch seine mit dem Erdboden und vergilbten Steppengrass bezüglich seiner Färbung übereinstimmenden und daher trefflich geschützten Vertreter des Rebhuhn (*Rhynchotus rufescens*). Wir nähern uns jedoch einem Telo-Hain, von dessen Rand aus den Wipfeln stachelbewehrter Tucumá-Palmen zwei, drei verschiedene Raubbögel abfliegen, die rot gewellte *Asturina magnirostris*, der licht

blau-graue größere *Accipiter tinus*. In einem lauschigen Berieselung trägt die einheimische Drossel ihr melodisches Lied vor. Von einem wütenden Zetergeschrei werden wir empfangen in der Nähe des Bambusgebüsches: es sind fahlgelbe, langschwänzige Madenfucke (*Guira guira*), die eben dort ihr gemeinsames Kolonial-Nest angelegt haben. Ein paar farbenprächtige Amazonenpapageien (*Chrysotis amazonica*) erheben sich mit gellendem Rufe aus dem Gezweige eines höheren Baumes, von dessen Früchten sie ihren Morgen-Zimbiß geholt, während uns im Unterholz auf Schritt und Tritt aufgeschreckte Ziegenmeller und Fledermäuse zu erkennen geben, daß sie trotz ihrer vermeintlichen Schläfrigkeit und Lichtscheue uns doch früher bemerkt, als wir sie. Sehen wir jedoch ab von der Verfolgung all' dieses Kleingetiers, das hier zwitschert, zirpt, hämmert, pocht, raschelt und pickt und durchqueren wir den Telo. Wieder sehen wir den Campo vor uns, diesmal ein Stück der mit Strauchwerk und sparrigen Savannen-Bäumen untermischten Landschafts-Art. Die Wipfel und höchsten Zweigspitzen hat ein zierlicher Tyrannide (*Milvulus*) mit ungeheuerlich verlängertem Scheerenschwanz zu seiner Warte auserlesen; zu gewissen Jahreszeiten finden wir ihn hier scharenweise und können uns kaum satt sehen an dem neckischen Turnspiel, der grasigen Fluggymnastik dieser wirklich anmutigen Kreaturen. Schwärme eines grünen Keilschwanzsittichs mit gelbem Augenring (*Conurus aureus*) treiben sich unter gellendem Kreischen zwischen den Bäumen umher, plan- und ziellos, und augenscheinlich bloß geleitet von den Anwandlungen augenblicklicher Laune. Lassen wir uns nicht behören durch den monotonen zweifelhigen Ruf des sagenumwobenen Sagi-Ruckucks (*Diplopterus naevius*), denn es würde uns doch schwer halten, den Kolobd je zu Gesichte zu bekommen und suchen wir lieber zu ergründen, wer der Urheber des Ruckens und Girrens ist, welches uns tugendfach aus dichten Laubkronen und aus dem verschlungenen Gestrüpp entgegen tönt. Unsere Ahnung, daß es Tauben sein möchten, erweist sich bald als richtig; in der That stören wir mehrere Arten der niedlichen südamerikanischen Zwergtäubchen (*Chamaepelia passerina* und *Columbula griseola*) auf, daneben aber auch mittelgroße und große Vertreter der Sippenschaft, die forpulente *Zanaida maculosa* mit metallisch glänzenden schiefen Halszeichen und die düster gekleidete *Chloroocaea rufina*; letztere zumal zieht den Tag über in beträchtlichen Scharen in die Campos-Region hinaus und kehrt abends in die Taboca-Bestände der Flußufer zurück. — Wir haben eine feuchte Bodendepression erreicht, deren Sohle ein Bestand von manns hohen Aroiden, Pontederien und ähnlichen Wassergewächsen einnimmt. Auf den fetten Matten, die die Mulde einrahmen, treten uns bald zwei farbenprächtige Glieder der Trupial-Familie entgegen, die dort zu Lande unsere altweltlichen Staare vertritt: es ist einerseits der zutrauliche *Aritauá* (*Gymnomystax melanicterus*), in Gelb und Schwarz prangend und mit dem Pirol vergleichbar, andererseits der mit scharlachrotem Brustflaß ausgezeichnete, übrigens schwarze *Leistes guyanensis*. Drinnen, im schattigen Aningal sößern wir den einen oder andern Bucconiden auf, schläfrige Gesellen, untersetzte Gestalten mit großen Köpfen, mit denen der Volkshumor seinen Spaß treibt, Nachtschwalben und dergleichen lichtscheues Volk mehr. Wir wenden uns zur Rückkehr, schlagen aber hiebei den Weg längs der Waldlinie des Flußufers ein. Da stoßen wir denn bald in den halb hohen Stauden und Sträuchern auf Flügel eines in Purpur prunkenden Cardinals (*Parvaria gularis*), auf eine Anzahl von dickschnäbeligen, kleinen Finken, grau-schwarzen und braunen, mit dem Ausklauben von Grassamen beschäftigt (*Spermaphila*-Arten) und noch wenige Schritte von unserem Gehöfte weg begrüßt uns *Pitangus lictor*, ein mittelgroßer Tyrannide mit schön schwefelgelbem Bauche, mit seiner trotz krächzenden Lauten nicht unangenehmen Gesangesstrophe. Wiederholen wir abends, gegen einbrechende Dunkelheit den nämlichen Gang, so überrascht uns ein großer Ziegenmeller mit weißer Binde im Flügel durch die stattliche Anzahl der Individuen, die in magistralen Flug-Evolutionen die Luft rings um uns her förmlich erfüllen (*Podager naeunda*) und nicht minder wundern wir uns über die Anzahl von Tauben, die in geschlossenen Schwärmen den Flußufers zu eilen, wo sie auf die Bambus-Stauden einfallen und die Rohre berartig dicht besetzen, daß diese unter dem Gewichte schier brechen und wie schwache Gerten sich nach allen Seiten bodenwärts neigen.

Ein zweiter Ausflug sei der Rekognoszierung des benach-

barten Flusses und eines Binnenland-Sees gewidmet. Wir benötigen hierzu einen Kahn, zu dem wir nach einer je nach Ebbe oder Flut mehr oder weniger beschwerlichen Kletterpartie über die „Caçara“, die Landungsbrücke, hinunter gelangen, deren seitliche Geländer den Lieblingsaufenthalt einer hübschen, weißen und metallisch-grünen Flußschwalbe (*Tachycineta albiventris*) bilden. Noch sind die ersten Ruderschläge nicht geschehen, so trifft unser Ohr das gellende Geschrei eines am gegenüberliegenden Ufer in geringer Höhe über dem Wasser pfeilschnell dahineilenden Vogels. Es ist eine der dortigen Eisvogel-Arten, von denen es nicht weniger als fünf gibt, von Baumköniggröße stufenmäßig bis zum Kaliber eines Gichelhäfers, und oft gleichzeitig ein und dieselbe Lokalität bewohnen. Die Fahrt ist angetreten; wir halten uns an die Nähe des Ufers und gleiten langsam flufaufwärts unter möglichster Vermeidung jeden Geräusches. In den sattgrünen Montrichardien, welche stellenweise auf kürzere und längere Strecken, die der periodischen Wiederkehr von Ebbe und Flut unterliegende Uferzone in imposanten Beständen besetzt hält, bemerken wir einen großen rostfarbenen Vogel mit schwarzem Kehlfleck; er hat uns gesehen und stößt einen melancholisch-weinerlich klingend-

gelber Wachshaut und weißer Querbinde am Schwanz an sichtlich werden — es ist die *Urubutinga zonura*, eine Adlerart. Das Gekreische, welches gleich darauf unser Ohr trifft, rührt von einem starken Flug kleiner grüner Keilschwanzittiche her, die einen weißlich-gelben Flügelspiegel aufweisen (*Protogerys virescens*); es ist eine Art, die mir eine ausgesprochene Vorliebe für die *Siriuba*-Wälder zu besitzen scheint, denn ich traf sie auch im guyanesischen Küstengebiet regelmäßig unter denselben örtlichen Umständen. Derartige Waldstellen besucht auch gerne der Rotschnabel-Tukan (*Rhamphastus erythrorhynchus*), eine der größten Formen des Geschlechtes; es ist aber ein unstäter Geselle, der meist wieder fort ist, bis wir die Stelle erreichen, wo eben noch seine lustig flötende Strophe herzukommenschien. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit können wir hier auch auf das Zusammentreffen mit dem griesgrämigen Kahnschnabel (*Cancroma cochlearea*) rechnen, mit kleineren Gruppen von Schlangenhalsstächern (*Plotus aninga*), vielleicht auch mit einer Kolonie von Nimmerfett-Störchen (*Tantalus loculator*), untermischt mit zart rosa-farbenen Löffelreihern und brennend roten Zibiffen.



Stattlicher Baum, „Intahyrama“ (*Crudya Parivoa* D. c.), Cap Magoary, Insel Marajó.

den Ruf aus. Es ist der Fischerbussard (*Ichthyoborus nigricollis*), dem wir jetzt sozusagen auf Schritt und Tritt begegnen werden. Die nämlichen Aninga-Wiesen sind auch der bevorzugte Aufenthaltsort des Zigeunerhühnes (*Opisthocomus cristatus*, eines sonderbaren Vogels von Fasanen-Habitus; hier weiden sie, in zahlreichen Scharen von 20–50 und mehr Stück, von den ägend schmeckenden Blättern, hier brüten sie und hier rollt sich kleinbürgerlich, philisterhaft ihr ganzes Leben ab. Auch zwei schwarze Madenkuckucke, ein großer und ein kleinerer, frequentieren gesellschaftsweise solche Orte. Leuchtend weiße und purpurrote Punkte, die wir in Mehrzahl über die Nester eines quer über den Fluß gestürzten Baumriesen ausgesäet sehen, erkennen wir beim Näherkommen als lichte Reihen in zwei Größen-Formaten und als Zibisse; schon streichen einige, mißtrauischere ab, hier einer, dort zwei, drei und plötzlich erhebt sich die Gesamtheit in einer dichten Wolke, dem Schneegestöber ähnlich, das der Wirbelwind faßt. Jetzt beginnt luftiger Avcimenen-Wald sich zu erheben, erst links, dann auch rechts und bald schließen sich die beiderseitigen Kronen zu, trotz deren windiger Struktur, angenehm schattigen Arkaden zusammen. Es geht nicht lange, bis wir eines stattlichen schwarzen Raubvogels mit chrom-

Die Arkaden thun sich auf; wir haben wiederum den klaren Tropenhimmel über uns und tausendfach glitzert und bricht sich der Licht- und Wärmestrahle der Äquatorial-Sonne an den Kronen halbhoher Uferbäume und auf dem üppigen Blätterteppich, mit dem mancherlei Utanen die Büsche und Sträucher überziehen. Eine neue Seite des Vogelens tritt uns hier entgegen. Augenscheinlich mehr durch das scharfe Gehör, als durch den Gesichtssinn geleitet, wird durch jeden Ruder Schlag aus dem grünen Guirlanden-Labyrinth ein neuer Schwarm von in allen Altersstadien stehenden Nachtreihern aufgescheucht, die nach allen Richtungen auseinanderstieben und in ärgerlichem Gekreisch die Verlegenheit bekunden, welche ihnen durch die Notwendigkeit, rasch ein neues, schattiges Versteck ausfindig zu machen, bereitet wird. Wir fahren so vielleicht eine Viertelstunde lang, beständig eine Wolke von dreißig, fünfzig und mehr Individuen solcher Reihervogel vor und um uns her und es braucht wahrlich kein sonderliches Jägergeschick, um das Fahrzeug mit einer Dekatonne von diesen tölpischen *Nycticorax* zufüllen. Mehr Scheu legt der große Magoary-Reiher (*Ardea cocoi*) an den Tag; er steht schon in der Ferne auf und läßt über der Landschaft seinen schauerlich rauhen Alarmruf ertönen, den das Echo am Waldbrande zurückgibt. (Schluß folgt).